

[28. Februar 2016]

## **Aufrechter Lehrer in schwierigen Zeiten**

Auszüge aus der Familiengeschichte des Burzenländer

Schulmanns **Stefan Dezsö**

(\*1914 in Tartlau/Siebenbürgen - +1996 in Lehrte / Arpke Niedersachsen)

*In Tartlau hat nach Kriegsende 1945 ein speziell aufgeschlossenes, anspruchsvolles und die ganze Gemeinde prägendes Kulturklima geherrscht. An der Herausbildung dieser besonderen Atmosphäre hat der in Tartlau geborene, sein ganzes Berufsleben lang in Tartlau aktive Lehrer Stefan Dezsö einen wichtigen Anteil gehabt.*



*Die bei Tochter Hermine Löx aufbewahrten autobiographischen Aufzeichnungen des nicht nur im Burzenland hoch geachteten und von seinen Schülern geliebten Schulleiters und Schulrates Stefan Dezsö („Lehrer Steff“), enthalten nicht nur eine private Familienchronik, sondern sind auch **ein aufschlussreiches Zeitzeugnis**. Das Leben von Stefan Dezsö, des musisch und sportlich besonders aktiven Grundschullehrers, war so reich an Gefährdungen, existenziellen Grenzsituationen, an extremen äußeren Zwängen und Fremdbestimmung, dass man sich wundern muss, wie er das alles, zuinuerst betroffen, „schweren Herzens“, aber ungebrochen überstanden hat: Stefan Dezsö verlor, nur wenige Monate alt, seinen Vater im Ersten Weltkrieg und hat bis ins hohe Alter nach Nachrichten über den im Krieg Gefallenen gesucht. Nach kaum begonnenem Berufsleben folgte die Militärzeit bei der rumänischen Armee, Einberufung und Krieg (Schulterdurchschuss), russische Gefangenschaft, Deportation, Zwangsarbeit im Deportierten- und Kriegsgefangenenlager, Enteignung, Berufsverbot, Evakuierung der Eltern, Verleumdungen, Misstrauen, Verhaftung. Und immer wieder geriet er ins Visier der Securitate.*

*Wie man in seinem Tatsachenbericht lesen kann, hat er sich nicht in Panik versetzen, sich nicht zerstören lassen, sondern hat immer*

*wieder Lösungen des Überstehens gefunden, er tat es mit erstaunlichem Lebensmut, mit Disziplin, Zivilcourage, und solidarischer Hilfe vieler – im Laufe der Jahre gewonnener Freunde. Dabei zeichnete ihn Klugheit, Augenmaß, Herzengüte, entwaffnende Offenheit, Galgenhumor, aber auch unnachgiebige Entschiedenheit aus, wie es seinem Charakter entsprach.*

Horst Schuller

*Es folgen in chronologischer Auswahl Auszüge aus Stefan Dezsös „Familiengeschichte“, die Erlebnisse aus verschiedenen Lebensetappen festhalten.*

### **Der Schüler vom Land**

Nach Beendigung der 6. Klasse wurde ich zur Aufnahmeprüfung nach Kronstadt ins Honterusgymnasium geschickt. Nach bestandener Prüfung kaufte meine stolze Mutter sofort die „Studentenkappe“ für mich. Eine schwarze Schulmütze mit einem breiten roten Streifen, dem Zeichen für die Prima (die erste Klasse). Wir wohnten im Alumnat, dem Honterushaus, im Schülerjargon „Njatz“ genannt. Im Internat herrschten strenge Regeln. Wir mussten unsere Zimmer selbst sauber halten, das heißt kehren und Staub wischen, was wir, die Primaner, zu verrichten hatten. Die Sekundaner besorgten das Wasser zum Waschen und Trinken und mussten den Waschtisch sauber halten. Die Mahlzeiten waren zu festgesetzten Zeiten im Speisesaal. Mit uns im Speisesaal aßen für gewöhnlich 1-2 Professoren an einem kleinen Tisch aber das gleiche wie wir. Von 17-19 Uhr war Lernzeit, und nach dem Abendessen mussten die Klassen 1- 4 (Prima-Quarta) bei den 3 Professoren die Hausaufgabe aufsagen. So kam es, dass wenigstens die Internatskinder niemals ohne gemachte Hausaufgaben zur Schule kamen. Freilich haben sie auch nicht immer alles gelernt, denn es sind auch von ihnen etliche durchgefallen. Das Verhältnis der Städter gegenüber denen vom Lande war alles andere als kameradschaftlich. Wir waren für sie immer noch die „blöden Bauern“.

Meine besorgte Mutter brachte mich zum Lungenarzt, dem Tartlauer Butt Hans, damals schon ein berühmter Lungenspezialist. Nach einer gründlichen Untersuchung und auch Durchleuchtung gab er mir einen freundschaftlichen Klaps auf den Rücken und meinte: „Du musst Sport treiben, Kamerad.“ Ich hätte gerne Schier gewollt. Leider haben

wir keine passenden gefunden, und so kaufte meine Mutter mir dann ein Paar Schlittschuhe und auch gleich eine Jahreskarte für den Eisplatz unter der Zinne. Und so begann ich Sport zu treiben und habe dann großen Gefallen daran gefunden. Im ersten Jahr hatten wir einen reichsdeutschen Turnlehrer, Podel genannt, und als ich als einziger der Klasse den freien Überschlag (Salto) machen konnte, war ich sein Liebling. In der Schule war ich ein guter Mittelschüler.

Einmal habe ich in Naturkunde bei Prof. Hermann (dem späteren Rektor) geantwortet und bekam nur eine 5 (die beste Note war 10). Wahrscheinlich habe ich gezeigt, dass ich damit nicht zufrieden bin, und da sagte er wörtlich: „Was willst du, du blöder Bauer? Glaubst du, weil du zu Hause der beste warst, musst du es auch hier sein?“ Das waren Pädagogen ... Später ist er dann Schulamtsleiter geworden, eine Art Inspektor in der Volksgruppenzeit. Gelegentlich einer Inspektion in Tartlau, als ich dort schon Lehrer war, habe ich es ihm bei einem Glas Wein, bei Rothenbacher, erzählt. Er war äußerst verlegen und entschuldigte sich damit, dass man ja als junger Lehrer leicht Fehler macht. Er ist auch nie mehr nach Tartlau gekommen.

Im Sommer kam dann die Hermannstädter Seminarblaskapelle auf eine Konzertreise ins Burzenland, und ich hatte mich derart begeistert, dass ich den Wunsch äußerte, auch Lehrer zu werden. So schickte mich nun meine Mutter zur Lehrerin Kaspar Rosa in die Privatstunden, um mich für die Aufnahmeprüfung auf das Seminar vorzubereiten. Ich bestand. Mein Stiefvater musste einen Verpflichtungsschein unterschreiben, dass ich nach dem Studium zehn Jahre im Dienste der Landeskirche bleiben muss, ansonsten müsste ich viel Schulgeld zahlen. Es war trotzdem das billigste Studium.

### **Banatfahrt der Hermannstädter Seminaristen**

Meine Lieblingsfächer waren Physik und Chemie. Ich besaß sogar den Laboratoriumsschlüssel und musste die Versuche vorbereiten. Außerdem noch Naturkunde, Werken und unterrichtete in der Übungsschule natürlich Turnen und Sport. In den Wurfdisziplinen stellte ich Schulrekorde auf und später sogar im Diskuswerfen einen Jugend-Landesrekord. Auf dem Gebiete des Theaterspielens erlangte ich große Popularität. In jeder Aufführung, es waren ja immer Lustspiele, habe ich eine Hauptrolle gespielt, so zum Beispiel in „Der Zerrissene“, „Er muss taub sein“, „Der Biberpelz“ u. a.

Am Ende des Schuljahrs machten wir eine Konzertreise ins Banat. Das erste Konzert fand in Broos statt. Wir waren zu dritt beim Direktor der Bank einquartiert. Das heißt, wir schliefen im Hotel und gingen nur zum Essen zum Herrn Direktor. Dieser hatte zwei Töchter, Alter undefinierbar, aber derart dünn, dass man zweimal hinschauen musste, um sie zu sehen. Zu essen gab es Suppe, von der die beiden Töchter fast gar nichts aßen, und als zweiten Gang ein schönes Schnitzel, etwas für unsere hungrigen Studentenmagen. Ich verzehrte als erster mein Stück, und als Frau Direktor mich nötigte, mir noch eines zu nehmen, lehnte ich dankend ab, allerdings schweren Herzens. Ich fürchtete aber, dass die andern zwei nicht noch eines essen, und dann stehe ich als ein Vielfraß da.

Im Banat gaben wir unser Konzert in Guttenbrunn, einer schönen, stattlichen und vor allem sehr sauberen Gemeinde. Wie übrigens alle Gemeinden im Banat, die wir besucht haben. Sogar die Stallungen waren schön ausgemalt, und ich kann mich erinnern, unser Direktor traute sich nicht, die Zigarettenkippe wegzuwerfen. Er ging hinaus und warf sie auf den großen Misthaufen.

Zu essen gab es überall Hühnersuppe und feines Weißbrot so wie bei uns zu Hause bei hohen Festtagen. Hier waren wir drei beim katholischen Pfarrer einquartiert. Er empfing uns sehr freundlich und übergab uns dann seiner Köchin. Mein lieber Freund, das war vielleicht ein Weibsbild, da guckten sogar wir. Sie führte uns in unsre Zimmer. Dort stand eine Schüssel mit feinem Kuchen, eine Flasche köstlichen Weins und drei Schachteln Zigaretten, „Rote Regale“ wurden sie genannt, nach der roten Schachtel. Es waren teure Zigaretten. Im Nu hatten wir alles weggeputzt und die Zigaretten eingesteckt.

Nachdem wir uns ein wenig frisch gemacht hatten, unternahmen wir einen Spaziergang durch das Dorf und mussten immer wieder über die schönen und sauberen Häuser und Höfe staunen.

Bei unserer Rückkehr fanden wir auf dem Tisch wieder das Gleiche vor. Nun mussten wir aber noch etliche Freunde suchen, denn allein hätten wir das nicht noch einmal verzehren können.

Am Abend fand das Konzert mit anschließendem Tanz statt. Der Saal war schön groß und mit Parketten. Rundherum waren die Bänke, einfach, wie die Hühnerleitern aufsteigend. Oben saßen die Alten, die

wohl nicht mehr tanzen wollten, und dann ging es dem Alter nach bergab. Ganz unten saß die Jugend.

Nach dem Konzert begann der Tanz recht zaghaft. Die Mädchen mit ihren weiten und langen Röcken waren zunächst etwas zurückhaltend, aber dann ging es doch los.

Viel gelacht haben wir dabei. Wir hatten doch in den Tanzstunden gelernt, dass der Herr nach dem Tanz der Dame den Arm bietet, sie entweder auf den Platz führt oder mit ihr promeniert. Sobald hier der letzte Ton der Musik verklungen war, huschten alle Mädchen wie auf Kommando wieder auf ihre Sitzplätze, und unsere Herren blieben allein mit langen Gesichtern zurück. Nach Mitternacht wurde Schluss gemacht, denn am nächsten Tag mussten wir weiter in eine andere Ortschaft. Als wir auf unser Quartier kamen, fanden wir wieder alles auf dem Tisch, ohne Zigaretten, aber wir waren auch über den Kuchen und Wein sehr froh und haben alles verzehrt. Am nächsten Tag also waren wir in Temeschburg. Hier wurden wir in der Banatia, Gymnasium und Lehrerpräparandie (Seminar), natürlich katholisch, untergebracht. Das Programm fand im Saal der Bierbrauerei statt, und das war nicht gut. Zunächst waren da nur 3-4 Mädchen, von Buben war also keine Spur. Die armen wurden zwar von Hand zu Hand gereicht und konnten sich also nicht beklagen, dass sie nicht zum Tanzen kamen. Dafür spendete aber der Brauereibesitzer, ein Siebenbürger, ein Fässchen nach dem anderen. Am nächsten Tag durften wir dem katholischen Erzbischof Dr. Pascha ein Ständchen bringen und wurden anschließend von ihm in Audienz empfangen. Ehrfürchtig betraten wir die prunkvollen Räume, und ein schwächtiges, etwa 70-80 jähriges Männlein empfing uns, begrüßte uns und bedankte sich für das schöne Ständchen. Dann wurde die Atmosphäre etwas lockerer, und plötzlich begann der alte Herr derart ordinäre Witze zu erzählen, dass selbst uns abgebrühten Jungen die Röte ins Gesicht stieg. Bedauert haben wir ja unseren armen Direktor. Aus Höflichkeit musste der Arme lachen, wollte uns gegenüber aber doch die Würde wahren. Jedenfalls war er tief empört, und als wir herauskamen, hörten wir ihn sagen: „Das ist ja unerhört!“ Das letzte Konzert im Banat gaben wir in Tschakowa.

**„Herr Lehrer, Sie haben eine neun!“**

Nun ging es dem Ende zu. Alle Aufmerksamkeit war auf die Matura gerichtet. Man hatte schriftliche Arbeiten zu bestehen. Dann erst wurde man zur mündlichen Prüfung zugelassen. Am wichtigsten war die praktische Prüfung, und das mit Recht, denn es war ja unser Beruf, unsere Lehrerausbildung. Auch hier zogen wir eine Frage und hatten dann eine Stunde Zeit, die Präparation zu schreiben, die wir der Kommission vorlegen mussten. Ich zog die Frage „Die Heilpflanzen“ in der VI. Klasse. Übungslehrer Ziegler brachte mir einen großen Haufen von Heilpflanzen, die ich ja nicht alle kannte. Wahrscheinlich hat er mein ängstliches Gesicht gesehen und sagte: „Ich bringe Ihnen einen botanischen Leitfaden.“ „Das hat keinen Zweck“, meinte ich, „denn in einer Stunde kann ich ja nicht einmal alle Pflanzen aussuchen, geschweige denn auch noch die Präparation schreiben. Ich fange mit einigen Pflanzen an, die ich kenne und schreibe dann.“ Der Vorschlag gefiel ihm. Beim Hineingehen sagte mir der Schüler Prohaska, der größte Rowdy der Klasse: „Wir machen das schon, Herr Lehrer!“ Und es kam viel auf diese Kerle an, denn bei dem, der ihnen nicht gefiel, schwiegen sie einfach, und dann hieß es, der Kandidat habe die Klasse nicht aktivieren können. Ich ging also klopfenden Herzens in die Klasse. Hinter den Bänken saß die Kommission: Ministerialinspektor, Direktor, Pädagogikprofessor Tobie und die beiden Übungsschullehrer.

Die Stunde begann mit Gruß, Lied und Gebet, und dann fragte ich: „Kinder, sicher seid ihr schon einmal krank gewesen. Hat die Mutter gleich den Arzt gerufen oder hat sie etwas anderes gemacht?“ Und schon ging der Sturm los. Alle Finger waren oben. Ich bestellte zuerst meinen Prohaska, und der wusste worauf es ankam. Er erzählte, er sei erkältet gewesen und seine Mutter habe ihm Lindenblütentee gekocht. „Prima“, sagte ich, „komm, such uns die Lindenblüte.“ Und schon hatte er sie in der Hand. Ein anderes Kind wurde an die Tafel gerufen. Es schrieb nun, und mein Prohaska diktierte: aussuchen, wo und wie kommt sie in der Natur vor, und was verwenden wir für den Tee. So ging es stürmisch weiter, und schon bei der dritten Pflanze sagte der Ministerialinspektor: „Multumesc, domnule candidat, ajunge.“ (Danke, Herr Kandidat, es reicht). Ich tat, als habe ich nichts gehört, da sagte er es noch einmal lauter, und dann hieß es wieder: Lied, Gebet, Gruß, und aus war der ganze Spuk. Draußen kam mein

Prohaska zu mir und meinte: „Herr Lehrer, Sie haben eine neun bekommen.“ Er saß nämlich in der letzten Bank neben der Kommission und konnte in die Listen hineingucken. Nun war alles vorbei und es war geschafft, ich war fertiger Lehrer! Auf Wunsch meiner Mutter sollte ich auch den theologischen Kurs besuchen.

### **„Lehrer Steff“ gründet eine Familie**

Im Sommer 1937 hatte ich mich kurz entschlossen zu heiraten. Anfang August, es war ein Donnerstag, die Jugend sollte Heimabend haben, zu dem wir auch gingen, entschloss ich mich, um die Hand anhalten zu gehen. Herminchen hatte ich nichts davon gesagt, und meine Mutter lag krank im Bett. Ich zog meinen hellen Sommeranzug an, und meine Mutter fragte, wohin ich so nobel angezogen gehen wolle. Ich sagte ihr: „Ich gehe freien.“ Darauf meinte sie: „Ja, ja, du wirst ja auch hin einmal gehen, aber jetzt nicht, wohin sollst du?“ Als ich ihr allen Ernstes erklärte, dass es meine feste Absicht sei, freien zu gehen, meinte sie: „Dorthin geht man nicht im hellen Anzug.“ Ich sollte mir doch den schönen dunkeln Anzug anziehen, ich aber sagte ihr, dass es jetzt so Mode sei. Mit Tränen in den Augen sagte sie: „Geh mein Kind, ich wünsche dir, dass du glücklich wirst.“ Als ich zu Herminchen kam, waren ihre Schwester und ihr Bruder schon fertig, um zum Heimabend zu gehen. Sie fragten mich, ob ich nicht mitkommen würde. Ich sagte ihnen, sie sollten vorausgehen, wir kämen auch gleich nach. Sie guckten sich vielsagend an, wahrscheinlich weil ich so nobel angezogen war. Ich log sie an, dass ich eben aus Kronstadt gekommen sei. Damit schienen sie zufrieden zu sein und gingen. Ich fragte Herminchen, wo ihre Eltern seien, und sie sagte mir, sie hätten sich hingelegt. Ich bat sie, sie möge sie rufen, ich wolle mit ihnen sprechen. Sie errötete und ging, um ihre Eltern zu rufen. Als sie aus dem Schlafzimmer kamen, ging ich sofort auf sie zu und sagte ihnen: „Im Einverständnis meiner Eltern, bitte ich sie von Herzen um die Hand von Herminchen.“ Sie wünschten uns Glück, und als ich Herminchen fragte, was sie sagen würde, meinte sie: „Ich weiß nicht.“ Das war ja nun gerade keine richtige Antwort, aber ich glaube, dass sie vor Überraschung und aus Verlegenheit nicht anders antworten konnte. Im Volksmund erzählte man sich, dass die Braut, wenn sie den Freier mag, ihn mit gutem Kuchen bedient, wenn sie ihn aber nicht mag, ihn „Scharr“, das heißt einen minderwertigen Kuchen

aus Zusammengekratztem vorsetzt. Nun hatte Herminchen nichts gebacken, da sie ja nicht gewusst hatte, dass ich komme. Doch plötzlich entsann sie sich, dass sie noch ein Stück Kuchen von dem aus der Konditorei aus Kronstadt übrig hatte. Schnell brachte sie den herbei, und wir teilten ihn uns beide, so dass auch dieses in Ordnung war. Die Eltern von Herminchen fragten uns, wann wir Hochzeit feiern wollten. Ich sagte ihnen, dass ich das gerne an meinem Geburtstag, dem 21. September hätte. Als wir im Kalender nachsahen, stellten wir fest, dass es ein Wochentag sei, und da sie ja wegen ihrem Bäckereibetrieb nur Sonntag frei hätten, setzten wir den 19. September fest und die Verlobung am 5. August 1937. Was solche Hochzeitsvorbereitungen auf sich haben, konnten wir erst bei den Hochzeiten unserer Kinder so richtig kennen lernen.

### **Deportation (1945)**

Mein General in Breaza (bei meiner Abrüstung) meinte, es gehe das Gerücht um, dass man die Deutschen deportieren wolle. Deshalb gab er mir eine blanko, von ihm unterschriebene Einberufung, und meinte, wenn etwas dergleichen passieren sollte, solle ich mir die Einberufung ausfüllen und sofort zu ihm kommen, denn von dort könne mich niemand nehmen. Aber auch die rumänischen Offiziere selbst lebten in großer Angst. Jeden Tag erschienen in den Zeitungen ganze Listen von Offizieren, die man aus der Armee entlassen hatte. So kam ich Ende Oktober 1944 nach Hause und begann meine Arbeit wieder als Lehrer. Jedoch bald verdichtete sich das Gerücht von einer Deportation immer mehr. Ich fragte den Notar Drăgan, ob meine Frau auf der Liste sei. Er beantwortete meine Frage ehrlich mit Ja. Nun war es für mich keine Frage mehr. Ich verzichtete auf die Einberufung und beschloss, mit Herminchen zusammen in die Deportation zu gehen. Wir tranken gerade Kaffee, als am 13. Januar ein rumänischer und ein russischer Soldat erschienen, um uns abzuholen. Wir boten auch ihnen Kaffee an. Der rumänische Soldat setzte sich sofort hin, aber der Russe wollte nicht. Da ich von ihrem Misstrauen wusste, trank ich zuerst aus seinem Topf, und dann trank er auch. Bei der Fahrt von Tartlau nach Kronstadt stand ich ganz hinten auf dem Lastwagen, und als wir an der Bäckerei vorbeifuhren, saßen unsere Kinder am offenen Fenster. **Jetzt noch höre ich den Schrei von Steffi: „Tatii!“**. Minchen konnte wahrscheinlich kein Wort herauskriegen. In

Kronstadt kamen wir zu je 20 Personen in Viehwaggons mit Holzpritschen. In jedem Waggon war ein kleiner Kanonenofen, aber keine Toilettenanlage. Zum Glück hatte mein Stiefbruder, Willi, eine Axt mit. Er machte damit ein Loch in den Boden. Mit uns im Waggon war auch unser Pfarrer Otto Reich. Er nahm uns sofort zu einem kleinen Chor zusammen, und wir fingen an vierstimmig zu singen. Unser Begleitsoldat Grigore, dem unser Singen große Freude machte, kam immer zu uns und bat: „Singen“. Dafür ging er auf den Bahnhöfen, wenn wir länger hielten, und half uns, Kohlen zu stehlen, damit wir nicht frieren. Schließlich kamen wir in Adjud an, wo wir in die russischen Waggons umgeladen wurden und zwar zu je 80 Personen in einen Waggon. Da wir nicht wussten, ob wir zusammen bleiben werden, hatten wir jeder separat gepackt und zwar in einen Sack, der an den Enden zugenäht war und in der Mitte eine Öffnung hatte, die man mit einem Seil zuziehen konnte. So ließ es sich leicht über der Schulter tragen wie einen „Eissack“. Endlich nach etwa zweiwöchiger Fahrt kamen wir in Parkomuna im Donezbecken nahe von Woroschilowgrad in dem Lager an. Die ersten zwei Wochen lagen wir in Quarantäne und mussten herummarschieren und singen. Unter der Leitung von Otto Reich sangen wir fleißig Lieder mit unserem Chor; und ich machte allerlei Kunststückchen, damit wir die Sorgen verscheuchen. Da rief man uns einmal zum russischen Stab. Otto Reich war zuversichtlich, und so gingen wir dann klopfenden Herzens hin. Aber welch ein Wunder! Wir wurden freundlich empfangen, und man fragte uns, wo wir arbeiten wollten. Ich sagte ihm: „Dort, wo die anderen arbeiten werden, werden wir ja auch arbeiten.“ Aber der Offizier Anatoli sagte: „Nicht draußen arbeiten, hier im Lager.“ Er fragte, ob wir noch Wünsche hätten, und ich sagte ihm, dass ich auch meine Frau hier hätte, ob sie nicht in der Küche arbeiten könne, aber für sie war kein Platz mehr. Sie könne aber im Lager der Wäscherei arbeiten, worüber ich mich sehr freute. Der NKWD [russisch für Volkskommissariat für innere Angelegenheiten] rief mich jeden Tag zu verschiedenen Zeiten, ja sogar in der Nacht zu sich und fragte immer wieder dasselbe: „Wie geht es, wie ist das Essen, was macht deine Frau, bekommst du Post?“ Und die letzte Frage: „Warst du Offizier?“ Ich verneinte jedes Mal, und dann schickte er mich mit einem Beschimpfen fort.

Eines Tages fragte mich ein Offizier, ob ich niemanden wüsste, der eine Damen- oder eine Herren-Uhr, möglichst eine goldene, hätte, er wolle sie kaufen, er gäbe Mehl, Grütze, Zucker und auch einige Rubel dafür. Ich solle mich umsehen. Nun hatte ich ja eine Armbanduhr von meinem Schwager, eine schöne Junghans-Uhr. Allerdings trug ich sie nicht am Arm, sondern in der Tasche, so dass sie niemand sehen konnte. Als ich vom Basar ins Lager herein kam, sah ich, wie M. M. (ein Tartlauer) mit dem Offizier sprach, auf mich zeigte und dann rasch im Bad verschwand. Der Offizier trat auf mich zu, nahm mich in die Klempnerwerkstatt, sperrte die Tür hinter mir ab und fragte, ob ich eine Uhr habe. Ich bejahte und musste ihm sie zeigen. Er wollte sie haben, aber ich sagte ihm, ich würde sie nicht hergeben. „Warum“, fragte er mich. Ich sagte ihm, es sei ein Geschenk von meiner Frau, so etwas gibt man nicht weg. Da zog er seine Pistole, spielte mit ihr vor meinem Gesicht und fragte: „Gibst du sie nicht?“ Was sollte ich nun tun? Da kam mir plötzlich eine Idee! Ich sagte: „Nimm sie, doch ich gehe zum NKDW“, vor dem alle große Angst hatten. Da steckte er die Pistole sofort ein und meinte lächelnd, er habe ja nur Spaß gemacht. Einmal sagten uns die Offiziere, wir sollten nach Hause schreiben. Das taten auch alle, und später sahen wir, dass die Post gar nicht abgeschickt wurde.

### **Als Deportierter im Kriegsgefangenenlager**

Es war im Kriegsgefangenen-Lager [wohin 20 arbeitsame Lagerinternisten gebracht worden waren, so auch ich] so üblich, dass man die guten Brigaden zu solchen Arbeiten holte, wo sie sich auch etwas organisieren konnten. So wurden wir einmal zum Ausladen eines Waggons Tomaten gerufen. Die roten haben wir uns hübsch eingesteckt und konnten uns eine Woche lang mit Tomaten satt essen. Die meisten waren ja noch grün in der Suppe. Ein andermal rief man uns, einen 80 Tonnen Waggon Kartoffeln auszuladen. Heinrich hatte von einer Russin einen 20 Liter-Topf organisiert, auf einige Ziegelsteine gestellt, den Topf mit Kartoffeln gefüllt, Wasser darauf gegeben und Feuer gemacht. Die anderen luden mit den Körben die Kartoffeln auf den Lkw, und ab ging es in die Lagerhalle. Dabei mussten wir an der Bäckerei vorbei, und Heinrich, der Bäckerbrigadier, bat mich, ich solle ihm auch einige Kartoffeln geben. Ich verlangte ihm einen Sack. Diesen füllten wir und gaben ihn den

Bäckern. Dafür bekamen wir dann jeder ein Zwei-Kilo-Brot. Als die Kartoffeln gekocht waren, kippte Heinrich sie aus und füllte den Topf sofort noch einmal. Da haben wir uns den Bauch mit Kartoffeln gefüllt. Als wir fertig waren, gab Heinrich der Russin den Topf voll mit Kartoffeln zurück. Die hat sich gefreut, hat sich das Kreuz gemacht und uns gewünscht, dass wir bald nach Hause können. Natürlich haben wir uns auch in die Baracke Kartoffeln mitgenommen.

Einmal, es war strenger Winter, nahm man uns mit dem Lastwagen mit nach Woroschilowgrad, um Verpflegung zu holen. Auf dem Heimweg hatte der Wagen eine Panne. Erst um Mitternacht kam der Offizier mit einem anderen Wagen und wir luden rasch alles um. Da war eine große Wehrkiste mit Gefrierfisch, Stücke von zwei bis drei Kilo. Wir waren so wütend und knallten die Kiste hinüber, so dass sie auseinander brach. Der Keller für Lebensmittel war unter der Erde und ziemlich lang. Wir hatten deutsche Skianzüge an, die innen grün und außen weiß waren. Als wir nun die letzte Kiste mit dem Fisch im Keller abluden, nahm sich jeder ein Stück Fisch. Puh, war das eisig rasch ins Lager und ins Zimmer, um ins Warme zu kommen. Beim Hinausgehen gab uns der Offizier jedem einen Kanten Brot, und wir waren froh, denn der eisige Fisch war verdammt kalt in der Hose. Als wir fast alle draußen waren, rief uns der Offizier zurück. Wir fürchteten, er habe den Diebstahl bemerkt, aber er verlangte das Brot von uns zurück und tauchte es in ein Fass mit Fett, so dass jeder auf dem Brot einen Klumpen Fett hatte. Den Augenblick nutzte ich und steckte mir auch in das andere Hosenbein ein Stück Fisch, und dann gingen wir ins Lager. Unterdessen hatte das erste Stück schon zu tauen angefangen, und es tropfte verdächtig über dem Schuh. Als ich bei der Wache unsere Rückkehr meldete, sah mich Pjotr, der Feldwebel, an und meinte lächelnd: „Dezsö, geh zur Toilette.“

Herminchen kam nun von Zeit zu Zeit, denn nachdem man mich weggebracht hatte, hat sie M. M. aus der Wäscherei hinaus gefressen und seine Geliebte aus Nußbach an ihre Stelle gebracht. Herminchen musste nun Loren mit Kohlen auskippen, eine gefährliche Arbeit, denn viele Loren waren defekt. Durch einen Unfall wurde Herminchen am Knie verletzt und musste unter primitiven Bedingungen operiert werden. Dort hat auch B. Treni fast das Leben verloren. Der Kopf wurde ihr zwischen zwei Loren eingeklemmt, da die Loren keine

Puffer hatten. So hat sie damals das Augenlicht verloren und war blind bis an ihr Lebensende.

Als Herminchen wieder einmal kam, ging ich zu „Onkel Franz“ (NKDW) und sagte es ihm. Er ging in die Bibliothek und schickte den Bibliothekar Proksch zu uns. Er war im antifaschistischen Komitee. Ich musste es auch sein, seit ich Brigadier geworden war. Proksch sollte mit uns gehen. Er kam mit und setzte sich neben uns auf die Bank. Wir unterhielten uns mit Herminchen natürlich Sächsisch. Und als sie weg war, fragte Proksch, ob wir Rumänisch gesprochen hätten. Nein, wir hätten in unserer Mundart gesprochen. Und ich fragte ihn auch gleich, ob er „Onkel Franz“ berichten müsse. Er bejahte und fragte, was er sagen sollte. Wir hätten von zu Hause und von den Kindern gesprochen.

Eines Tages bekam ich den Auftrag, zum russischen Stab fünf Betten zu bringen, denn es käme eine Kommission aus Moskau. Als ich mit dem Bau fast fertig war, kam ein Major, der sehr gut Deutsch sprach – ich denke, es war ein Jude – und fragte mich, bei welcher Einheit ich gewesen sei. Ich sagte ihm, dass ich nicht Kriegsgefangener sei, sondern ein Deportierter. Heftig fragte er: „Was heißt deportiert?“ Da sagte ich ihm, dass ich aus Rumänien käme, von Anfang an beim rumänischen Militär gedient habe und dass man mich zusammen mit meiner Frau von zu Hause mit Gewalt hierher deportiert habe.“ Und wo ist Ihre Frau?“ Ich sagte ihm: „In Parkomuna im Kohlenrevier.“ Er fragte, ob wir Verbindung hätten, und ich sagte ihm, dass sie manchmal her käme, und dann könnten wir uns durch den Stacheldraht sehen. „Bekommen Sie Post?“ Ich sagte ihm: „Bis vor drei Monaten haben wir bekommen, aber seither nicht mehr.“ „Was, seit drei Monaten nicht?“ Kurz darauf ging ich zu unserem Stab, das war Alois Kiefer, der Antifa-Leiter, der behauptete zwölf Jahre unter den Nazi im KZ gesessen zu haben. Im Lager organisierte er Vorträge über Marxismus, hatte sonst keine Arbeit und bekam monatlich 200 Rubel. Er ging jeden Tag hintenherum in die Mensa und aß sich satt. Ich kam gerade dazu, als er sagte: „Irgend ein Schwein hat uns bei der Kommission angezeigt, dass sie seit drei Monaten keine Post haben.“ Da sagte ich ihm: „Alois, das Schwein war ich, ich habe dem Major die Wahrheit gesagt. Und ist es nicht eine Schweinerei, dass ihr nicht einmal imstande seid, für eure Kameraden die Post abzugeben, stopft euch hier den Bauch voll, während die anderen bei Wind und Wetter

arbeiten müssen.“ Der Kommandant lächelte und sagte: „Recht hast Du, Stefan.“ Alois schimpfte, jetzt müssten sie nach Woroschilowgrad, um die Post zu holen. Und in der Tat sie brachten zehn bis oben prall gefüllte Säcke mit Post, die sofort verteilt wurden. Dazu bekam jeder Gefangene zwei Postkarten, um nach Hause zu schreiben. Es durften nur allgemeine Sachen in 25 Wörtern geschrieben werden. Am nächsten Tag wurde ich in die Bibliothek gerufenen, wo sich schon etliche Kameraden befanden, und ich bekam einen Stapel Portkarten und einen Stempel. Ich sollte die Karten lesen und zerreißen. Ich nahm den Stempel, drückte ihn auf die Karte, ohne sie zu lesen und nahm die nächste. Alois: „Was machst du da?“ „Ich zensiere“ „Ja aber du musst den Inhalt der Karte lesen!“ Ich sagte ihm „Schämst du dich nicht, die Karten deiner Kameraden zu lesen. Ich mach das nicht!“ Und stempelte weiter. Die anderen gaben mir Recht und begannen nun frisch drauflos zu stempeln und so hatten wir die etwa 3000 Karten „zensiert“.

### **Heimkehr ins Lehramt**

Ich machte 1948 mein Gesuch und fuhr zum Generalschulinspektor nach Kronstadt. Die Sekretärin, der ich meinen Wunsch vortrug, bat mich, noch ein wenig Platz zu nehmen, es sei jemand beim Generalinspektor. Als der Herr herauskam, durfte ich hinein. Ich traute meinen Augen nicht, denn der Generalinspektor war kein anderer als Lehrer Micu aus Țânțari, mein Kompaniekommandant, der mich [im Krieg] vor Odessa verbunden hatte. Er hat mich nicht gleich erkannt, aber als ich ihm sagte, von wo ich komme und welches mein Anliegen sei, sah er mich lange an. Dann platzte er förmlich heraus. Er sprang auf und rief: „Dezsö, bist du es?“ Er nahm mich in den Arm, wir gingen ins Vorzimmer, und er begann zu erzählen. Da zupfte ich ihn leicht am Ärmel, und wir gingen wieder in sein Zimmer, wo ich erzählen musste, wie es mir noch ergangen sei. Dann rief er die Sekretärin, ließ sofort meine Ernennung schreiben und gab sie mir mit den besten Wünschen mit. Und wenn ich etwas hätte, solle ich wann immer zu ihm kommen. So kam ich nun mit meiner Ernennung nach Hause. Doch es sollte noch dicker kommen. Anfang Dezember (1948) kam ein Brief vom Inspektorat an die Schule, in welchem meine Ernennung zum Direktor mitgeteilt wurde. So wurde ich Rektor der deutschen Schule.

Anfang März 1949 wurde ich nach Predeal in einen Kurs für politische Umschulung der Lehrkräfte geschickt. Wir waren nur vier Deutsche unter den etwa 30 bis 35 Lehrkräften aus dem ganzen Land. Dann kam der erste Mai, und meine Seminarkollegen meinten, sie hätten mich zum 1500-Meter-Lauf aufschreiben lassen. Ich sagte ihnen, ich sei doch schon 35 Jahre alt und sei geschwächt aus der Gefangenschaft gekommen und könne nicht mit den Jungen dort um die Wette laufen. Aber sie sagten, es ginge nach Altersklassen, und ich musste einwilligen. Nach dem Umzug mit Fahnen, Bildern und Spruchbändern ging es zum Sportplatz. Ich war der einzige „Alte“. So wollte ich nicht laufen, aber alle kamen und baten mich, ich solle das Seminar nicht zu Schande machen. Also stellte ich mich schweren Herzens hin, und als der Startschuss ertönte, rannte ich los wie aus der Pistole geschossen, war aber bald unter den Letzten. Aber ich machte mir nichts daraus. Ich nahm ein Tempo auf, von dem ich annahm, ich könnte es durchhalten. Nach etwa 200 Metern waren die ersten schon erledigt und setzten sich neben die Aschenbahn auf den Rasen. Jetzt waren wir noch vier, fünf Mann da. Einige nahmen das Taschentuch in den Mund und keuchten auch schon. Von der Tribüne hörte ich die Leute aus meinem Seminar rufen: „Hai, sasule!“ (Komm, Sachse!). Nach der dritten Runde waren wir noch drei. Ich begann das Tempo zu beschleunigen, und so etwa 100 Meter vor dem Ziel setzte ich zum Endspurt an, zog langsam an den anderen vorbei und kam als Sieger ins Ziel! Da hätte man den Jubel meines Seminars hören sollen. Alle kamen sie, nahmen mich auf die Schultern und trugen mich zur Siegerehrung. Dann boten sie mir ein Bier an, aber mir war vor Anstrengung so übel, dass ich mich übergeben musste. Im Seminar lernte ich auch den Direktor der tatarischen Lehranstalt aus Konstanza kennen, der in den Jahren später einmal bei einer unserer Schulreisen ans Schwarze Meer uns sein Internat als Quartier zur Verfügung stellte.

Im Herbst 1951 wurde ich zum Schulrat (Inspektor) für die deutschen Schulen in Kronstadt und Umgebung (damals Rayon Stalin) ernannt. Ich habe mich stets bemüht, den Lehrern zu helfen und nicht den Vorgesetzten zu spielen. Täglich musste ich auf Achse sein, immer in einer anderen Schule. Morgens um sechs Uhr musste ich zur Bahn und kam oft nur spät nach Hause, so dass mir für die Familie nur das Wochenende, der Sonntag blieb.

## **Die Jagd auf den „Klassenfeind“**

1952 wurde von der Partei ein Befehl ausgegeben, dass alle ehemaligen Großbauern („chiaburi!“), Kapitalisten, Geschäftsleute und ehemalige Politiker innerhalb von 24 Stunden den Kreis Kronstadt verlassen mussten. Nun waren auch meine Eltern an der Reihe. Der gute Ioan (Nițică) Dregan bereitete den größten Wagen vor, und wir packten alles, was man so braucht: Betten, Tisch, Schrank, Stühle, Wäsche, Kleidung, Geschirr und Nahrungsmittel für die Eltern ein. Wir gaben ihnen noch unser letztes Geld, und dann fuhren sie nach einem tränenreichen Abschied mit dem Pferdewagen weg. Es war der 6. Mai 1952, am Herminen-Namenstag. Verschiedene Versuche, irgendwo in der Nähe unterzukommen, schlugen fehl, denn jeder fürchtete den Zorn der Partei, wenn er „Klassenfeinde“ zu sich nahm. So gelangten sie schließlich nach Voinești, in eine kleine Gemeinde, etwa sechs Kilometer nordöstlich von Covasna. Hier fanden sie bei Familie Bîrlă Neculae, einem Schafzüchter, Unterkunft. Er hatte auf seinem Hof auf der rechten Seite ein neues Haus gebaut, und auf der linken Seite stand noch das alte Haus, bestehend aus Zimmer, Küche und Kammer (Abstellraum). Die Wände waren aus dickem Astholz geflochten und mit Lehm und Kalk vertüncht. Dieses war nun das neue Zuhause meiner Eltern. Für den Winter sammelten sie Föhrenäpfel, Tannenzapfen und Reisigholz und auch der Schafzüchter brachte ihnen eine ganze Fuhre Holz, so dass sie nie gefroren haben.

Meine Mutter half der Hausfrau in der Wirtschaft, lehrte sie Verschiedenes kochen und sorgte ihr auf die Kinder, so dass sie nun länger fortbleiben konnte. Die Hausfrau wiederum zeigte sich erkenntlich und gab meiner Mutter öfter Käse, Fleisch, Wurst und auch aus dem Garten allerhand. Wir besuchten unsere Eltern so oft wie möglich und brachten ihnen jedes Mal etwas mit. Später ging meine 59-jährige Mutter zu Fuß zur Getreideabnahmestelle auf den Bahnhof von Covasna, sechs Kilometer hin, sechs Kilometer zurück, und brachte ein Säckchen Mehl oder Mais- und Gerstenkörner, womit sie ein Schweinchen mästen konnte. Erst im Sommer 1954 durften sie wieder nach Hause, nach Tartlau zurückkommen.

### **Aus dem Amt ins Gefängnis**

Dann schlug der Blitz ein weiteres Mal ein. Es war Ende Mai. Beim Rayonvolksrat wurde eine Versammlung der Gewerkschaft einberufen. Die Wachsamkeit der Parteimitglieder habe nachgelassen, uns so sei es dem Klassenfeind gelungen, sich sogar in den Rayonsvolksrat einzuschleichen, so zum Beispiel in die Landwirtschaftsabteilung. Aber auch in der Unterrichtsabteilung gäbe es den Fall eines gewissen Stefan Dezsö, ehemals SS-Angehöriger und Sohn eines Großbauern.

**Dabei war ich von Kriegsbeginn bis zum 27. Oktober 1944 beim rumänischen Militär, und mein leiblicher Vater war Waldheger gewesen, aber kein Großbauer (wie mein Stiefvater).** Damals war man so vor den Kopf gestoßen und auch zu feige, etwas zu sagen, und so wurde ich mit Schimpf und Schande aus dem Amt eines Schulrates entfernt. Gävenea, mein Chef, fluchte und meinte, wir sollten an die Zeitung schreiben. Ich sagte ihm, das habe keinen Zweck, es werde sowieso nicht veröffentlicht. Einerseits war ich froh, dieses Amt loszuwerden. Doch die Art und Weise, diese **grässliche Verlogenheit stimmten mich traurig**

Aber damit nicht genug. **Am 12. August** hatten wir uns etwas früher schlafen gelegt, und Herminchens Bruder, Willi, arbeitete noch in der Gartenlaube an seinen Unterlagen für die Textilfabrik. Plötzlich klopfte man am Gassentor. Willi fragte: „Wer ist da?“ Die Antwort war: „Die Post“. Sofort sagte ich zu Herminchen: „Das ist eine Hausdurchsuchung, haben wir etwas Verdächtiges?“ „Nein“. „Dann sollen sie kommen.“ In der Tür erschien Willi mit erhobenen Armen, die Pistole eines Leutnants der Geheimpolizei im Rücken, begleitet von einem Milizsoldaten, und draußen im Hof lag noch einer unter dem Fenster. Minchen fuhr erschrocken hoch im Bett und rief: „Ihr sollt den Vater nicht mitnehmen!“ Sie zitterte am ganzen Körper. Steffi dagegen schlief gleich weiter. Der Offizier sagte: „Wir haben einen Durchsuchungsbefehl, wollen Sie ihn sehen?“ Ich bejahte, und er war ganz erstaunt, reichte mir aber den Befehl.

Auf dem Papier stand: „Wir sind informiert, dass Sie im Besitz von Waffen und subversivem Material sind“. „Bitte schön, suchen Sie!“ Als erstes machte er den Bücherschrank auf, und als er die vielen

Bücher sah, kratzte er sich am Kopf und fragte: „Wo fangen wir an?“ Da wusste ich, dass diese Hausdurchsuchung nur ein Vorwand für meine Verhaftung war. Zuerst fiel ihm die Gedichtsammlung von Netoliczka/Wolff auf, ein Lesebuch für die Oberstufe des Gymnasiums. Er fragte, was das sei. Ein Lesebuch für die Schule. „Wir werden ja sehen!“ Er warf das Buch auf den Boden. Da fand er eine Schachtel mit Fotos, darunter eines, wo ich als rumänischer Soldat mit deutschen Soldaten abgebildet war. „Aha“, meinte er, „so einer warst du, mit den Faschisten zusammen?“ Ich sagte ihm: **„Damals waren wir Waffenbrüder, und wenn Sie weitersuchen, finden Sie auch solche, wo ich mit russischen Soldaten zusammen bin, denn später waren wir dann auch mit denen Waffenbrüder.“** Er sagte nichts. Und begann, sich im anderen Zimmer umzusehen. Danach im Keller, auf dem Dachboden, in der Sommerküche, unter dem Schuppen und auf dem Stallgebäude. Plötzlich fragte er mich: „Warum kommen Sie immer mit mir mit? „Man hat schon Waffen bei Leuten gefunden die vorher keine hatten, und ich möchte nicht, dass man auch bei mir etwas findet. Ich habe ein reines Gewissen.“ Darauf schüttelte er den Kopf und meinte: „Den Teufel!“ So ging es etwa bis zwei Uhr früh. Dann setzte er sich an den Schreibtisch und schrieb das Protokoll, dass nichts gefunden worden sei. Er gab es mir zu lesen und zu unterschreiben. Ich zog unter die letzte Zeile einen waagerechten Strich und unterschrieb. Da fragte er: „Was machst du da?“ „Ich möchte nicht, dass noch anders jemand etwas Anderes dazu schreibt!“ Da sagte er: „Bist ein ganz Schlauer!“ Nun meinte er, ich solle mich anziehen und ihnen zeigen, wo die Miliz ist. Ich sagte ihm: „Herr Leutnant, Sie kommen doch von dort. Ich bin kein Kind mehr, warum sagen Sie mir nicht, nimm dir Sachen und zu essen, denn wir nehmen dich mit. Stimmt es?“ Er sagte verlegen: „Ja, es wäre gut, wenn Sie sich Sachen mitnehmen, auch wärmere.“ Herminchen packte mir nun rasch einige Sachen in einen Rucksack, und zu essen hatten wir gar nichts im Haus, nur einen halben Kilo Honig und ein wenig Brot. Das packte sie mir ein, und wir verabschiedeten uns. Den Kindern streichelte ich noch einmal über die Wangen, und dann ging es schweren Herzen fort aus dem Haus.

Zunächst fuhren wir zum Mitterhof neben dem Bad, nahmen von dort den Lehrer Georg Mitter mit. Im Wagen war schon Ioan Șandru, ein Bauer aus der rumänischen Gasse. Dann ging es zur Kökösch-Brücke.

Dort brachten sie einen Rumänen aus Băcel. Dann ging es nach Petersberg, wo sie eine kurze Hausdurchsuchung machten.

**Und dann ab ins Gefängnis nach Kronstadt.** Man nahm uns das Rasiermesser und das Geld ab, wir kamen **in ein Zimmer mit etwa 40 Mann.** Als wir eintraten, erhob sich auf der oberen Pritsche der Lehrer Zikeli aus Wolkendorf und meinte: „Jetzt habe ich keine Angst mehr, denn wenn man den Schulinspektor herbringt, kann uns einfachen Lehrern doch nichts passieren.“ Dort fand ich auch Krawatzky Alex, den Korbflechter aus Kronstadt, und den Arzt Zikeli aus Zeiden. Keiner wusste, warum er hier war. Im Zimmer waren noch der berühmte Frauenarzt Negrilă, der Augenarzt Pușcariu, ein anderer Arzt Stanciu, Professor Giurgiu vom Șaguna-Gymnasium und viele andere Kapazitäten.

Nach sechs Wochen erst begannen dann die Verhöre. Die Leute wurden einzeln hinaus gerufen, kamen aber nicht mehr zu uns zurück. Mein Verhörer war ein Major der Securitate. Ein recht primitiver, aber harmloser Mann. Er behauptete, ich sei Ortsgruppenleiter gewesen. Ich verneinte und nannte ihm alle Ortsgruppenleiter. Ich sei Ortssportleiter gewesen. Was ich gemacht hätte, fragte er weiter. Wir hätten Leichtathletik und Handball gemacht. „Ihr habt aber auch Handgranaten geworfen!“ Er meinte wohl Kugelstoßen. Ich bejahte, meinte aber, dass wir etwa dasselbe gemacht haben, was man heute für das GMA-Sport-Abzeichen mache, bloß hätte man damals nicht geschossen, heute würden nicht nur die Burschen, sondern auch die Mädchen Schießübungen machen müssen.

Er war von der Antwort sehr überrascht und wusste nichts mehr zu sagen. Ich sei wohl auf Grund einer anonymen Anzeige hier, sagte ich ihm, in keiner Akte stehe, dass ich Ortsgruppenleiter gewesen sei. Ich sagte ihm: „**Herr Major, ich mache Ihnen einen Vorschlag. Erschießen Sie alle Deutschen, dann sind Sie sie los!**“ Wie könne ich so etwas sagen?

Er ließ mich unterschreiben, und ich konnte gehen, zurück in unser Zimmer. Am Nachmittag kamen Autos, kleinere geschlossene Lieferwagen und begannen mit dem Abtransport der Gefangenen. Als die Wagen hielten und wir aussteigen mussten, sahen wir, dass wir uns im Hof des **Schlossbergs befanden. Wir kamen zu 70 Mann in ein Zimmer mit drei Betten.** Später bekamen wir für jeden Rohrmatten, Decken und eine Art Kissen. Morgens gab es etwas Maisbrei, zu

Mittag und abends eine saure Suppe mit einem Stück Brot. Einmal bekamen wir sogar „**ciorbă de burtă**“ (Blättermagensuppe). Und **in der war auch noch der Mist drinnen**. Ich bekam davon einen Ruhr ähnlichen Durchfall. Der Arzt verabreichte mir ein Mittel zum Stopfen. Da der Magen aber noch nicht geleert war, bekam ich plötzlich sehr hohes Fieber. Und das Herz begann zu flattern. Mein Mithäftling Doktor Negrilă erkannte sofort die Gefahr und klopfte an die Zellentür. Der Polizist fragte ihn, was er wolle. Der Arzt sagte ihm, man müsse einem Kranken sofort eine Spritze geben, sonst sterbe der. Als der Polizist ihm antwortete, es sei kein Arzt mehr da, sagte ihm Dr. Negrilă, er selbst kenne sich in einem Arztzimmer aus, es sei sehr dringend. Hierauf öffnete der Polizist die Tür und Dr. Negrilă brachte alles Notwendige, gab mir eine Kampferspritze für das Herz und ein starkes Abführmittel, welches mir den Magen dann ganz leerte, und das Fieber ging zurück. So hat mir dieser gute Mann das Leben gerettet. Unser Herrgott möge es ihm tausendfach vergelten. Rührend war es anzusehen, wie mir die Leute je ein Stückchen Kartoffeln aus ihrer Suppe brachten, damit ich mich erhole. Einmal am Tag durften wir unter Aufsicht eine halbe Stunde im Hof herumgehen und auch auf die Toilette gehen. Hier habe ich auch Professor Eugen Weiß vom Honterus-Gymnasium gesehen, er war aber nicht bei uns im Zimmer. Einmal hatte ich von Leutnant Sandorházi von der Securitate geträumt. Er war übrigens, wie Krawatzky Alex mir erzählte, als Schüler bei den Pimpfen. Als ich Alex meinen Traum erzählte, erschien ein Milizsoldat und fragte: „Ist hier ein Dezső?“ Ich meldete mich. Er nahm mich mit in ein anderes Zimmer. Und wer war da? Leutnant Sandorházi! Er fragte mich, ob ich bei der SS gewesen sei. Ich verneinte und sagte ihm, dass ich von Kriegsanfang bis 27. Oktober 1944 beim rumänischen Militär gewesen sei. „Also nicht bei der deutschen SS, sondern hier bei der rumänischen E. S.“, stellte er fest. Warum ich das nicht gesagt habe. Es habe mich niemand danach gefragt. „Es ist gut“, meinte er, „du kannst gehen“. Ich bat ihn um eine Zigarette, und er gab sie mir auch sofort.

Wir überlegten gerade mit Alex, wo wir diese Zigarette gemeinsam rauchen sollten. Da kam der Milizer wieder und fragte nach mir. Ich solle mir die Sachen nehmen und mitkommen. Alle nahmen an, dass ich entlassen würde und wollten durch mich ihren Angehörigen eine Nachricht zukommen lassen. Ich nahm meinen Rucksack aus dem

Lager, zog mir auch die Schnürsenkel wieder in die Schuhe ein. Ich kam zum Tor, wo eben ein Milizsoldat seine Maschinenpistole mit einem neuen Ladestreifen lud.

Es sah also nicht nach Entlassung aus. Wir bekamen dann die Papiere, und ich musste vor ihnen gehen. Um eine Zeit fragte er mich, ob man mir nichts gesagt habe. Ich verneinte. Darauf sagte er: „Du gehst jetzt nach Hause. Hast du noch etwas im Gefängnis?“ Das Kulturzeug und das Geld. Ich bat ihn um eine Zigarette. Er habe nur „Naționale“. Das spiele keine Rolle, sagte ich ihm und zündete eine an. So gingen wir nebeneinander bis vor die Musikschule. Da meinte er, ich solle mich nicht ärgern, aber jetzt müsse ich wieder vor ihnen gehen. Wie gerne hätte ich gewollt, dass mich ein Bekannter jetzt sehen würde, aber es kam niemand! Im Gefängnis bekam ich meinen Kulturbeutel und ein Sparbuch mit dem Geld, welches mir abgenommen worden war. Und dann sagte mir der Offizier wörtlich. „Herr Dezsö, entschuldigen Sie, es war ein Irrtum, Sie sind frei und können gehen.“

### **Es war nicht der Adler**

Man hatte mir versprochen, dass ich wieder in mein altes Amt als Schulrat eingesetzt würde. **Ich aber wollte nur noch Lehrer bleiben.** Vom Schulamt sagte man mir, ich müsse das Rektorat wieder übernehmen. Zu großen Feiertagen wie 7. November, 30. Dezember, 1. Mai und anderen mussten die Klassenzimmer und auch die Gebäude mit Losungen und Fahnen geschmückt werden. Nun hatte ich in der deutschen Ausgabe der sowjetischen Zeitschrift „Für Demokratie und Frieden“ ein Bild gesehen: die Weltkugel und darauf eine Friedenstaube. Wir hatten einen Lehrer Nussbächer, von uns Nussi genannt, der konnte gut zeichnen. Ich fragte ihn, ob er dieses Bild groß auf einen Karton 2 x 1 Meter malen könnte. Wir würden es an unserem Schulgebäude anbringen und am Abend mit einem Scheinwerfer von einem Kastanienbaum aus anstrahlen. Er machte sich sofort an die Arbeit, und im Nu war das Bild fertig. Wir befestigten es in einem Lattenrahmen und hingen es an dem mittleren Schulgebäude auf. Am nächsten Tag sah ich gegenüber der Schule, auf der Promenade, den Sekretär des Volksrates, den Parteisekretär und den Chef der Gendarmerie, wie sie eifrig diskutierten und immer auf unser Gebäude zeigten. Plötzlich kamen sie in unser Sprechzimmer und wollten mit mir sprechen. Ich bat sie in meine Kanzlei und fragte

sie, was sie zu uns führe. Sie drucksten herum und meinten: „Nicht wir, aber das Volk spricht, aber wie gesagt, nicht wir, das Volk.“ Ich fragte: „Ja, was sagt das Volk denn?“ Da postierte sich der Gendarmeriechef, ein Riese im Vergleich zu den anderen und auch zu mir, und sagte: „Das Volk sagt: An der deutschen Schule flattert der deutsche Adler.“ Darauf sagte ich: „O, das ist ja etwas Furchtbares, aber warten Sie nur ein wenig.“ Ich ging und brachte die Zeitschrift, zeigte sie ihnen und fragte: „Kennen Sie diese Zeitschrift?“ Alle drei bejahten wie aus einem Munde: „Natürlich, es **ist die sowjetische Zeitschrift ‚Für Frieden und Demokratie‘**“. Dann schlug ich die nächste Seite auf und zeigte ihnen das Bild. „Sehen Sie, auch in der sowjetischen Zeitschrift flattert der deutsche Adler.“ Die Gesichter hätte man fotografieren müssen. Alle drei entschuldigten sich und meinten noch einmal, nicht sie hätten es gesagt, nur das Volk, und zogen ab wie begossene Pudel. Nach etwa zwei Stunden kam der gefürchtete Parteisekretär vom Gebietsnetz Säcele ins Sprechzimmer und fragte: „Wer hat das Bild gezeichnet?“ Mein Gott, dachte ich, jetzt geht es wieder los mit dem deutschen Adler. Ich sagte ihm, dass es ein Lehrer gezeichnet habe. „Kann er mir auch eines zeichnen?“ Ich glaubte, nicht gut gehört zu haben. „So ein Bild wollen Sie?“ „Natürlich“. „Ich muss Sie aber aufmerksam machen, man hat uns gesagt, es sei der deutsche Adler.“ Da sagte er wütend: „Wer war der Ochse?“ Ich sagte ihm, wer sie waren. „Alle drei sind Dummköpfe!“ Ich fragte Nussi, bis wann er ein solches Bild noch mal malen könne. „In einer Stunde kann er darum schicken.“ Der Parteisekretär bedankte sich schön, klopfte mir auf die Schulter und ging.